

Kultur und Kontext. Strategien zur Einbeziehung komplexer Umwelten in die Vergleichende Methode

Timm Beichelt

1 Einleitung

Vergleichend zu arbeiten bedeutet in der Politikwissenschaft in der Regel, entweder mit großen Fallzahlen – mindestens mit zwanzig – oder aber anhand von Fallstudien mit zwei, manchmal drei beteiligten Fällen zu operieren.¹ Die Vergleichende Methode² mit den für sie typischen „qualitativen“ Studien nimmt dabei einen eher beschränkten Raum ein (Berg-Schlosser 1997: 67). Viele ihrer grundlegenden Parameter sind seit den späten sechziger Jahren ähnlich geblieben. Sie betreffen die Erstellung von Forschungsdesigns, die Reichweite von Konzepten und den Charakter der von der vergleichenden Methode zu verarbeitenden Daten. In der Fortführung der bekannten Unterscheidung von John St. Mill zwischen Konkordanz- und Differenzmethode wird über die Vor- und Nachteile von *most similar* oder *most dissimilar cases designs* diskutiert (Przeworski/ Teune 1970). Ebenfalls von bleibender Relevanz erweist sich das von der Komparatistin abzuwägende Spannungsverhältnis zwischen der Reichweite eines Konzepts und der Differenziertheit der zu erwartenden Ergebnisse nach der "Abstraktionsleiter" von Giovanni Sartori (1970). Die wichtigste Neuerung der Vergleichenden Methode besteht wohl in der Entwicklung eines "makroqualitativen" Ansatzes, der – trotz einer hohen Fallzahl – durch die strikte Dichotomisierung von Variablen Forschungsergebnisse ermöglicht, die der individuellen Lagerung einzelner Fälle besser gerecht wird (Ragin 1987; Berg-Schlosser/ DeMeur 1994).

Ein Problemfeld, das in der theoretischen Debatte dagegen nur in geringem Umfang systematische Betrachtungen auf sich gezogen hat, besteht in der Abgrenzung eines komparativen Designs gegen die umgebende Realität – genauer: in der Abgrenzung des Realitätsausschnitts, der durch das Design abgebildet werden soll, gegen den Realitätsausschnitt, der vom Design nicht systematisch erfasst wird. In diesem Beitrag sollen zwei komplementäre Wege der Verbindung von Modellumwelt und Modell-innenwelt diskutiert werden.

Erstens wird im Bereich der "klassischen" Vergleichenden Methode (fortan: klassischer Vergleich; siehe Fußnote 2) die Trennung der Variablen in operative und Kontextvariable im Hinblick auf den häufig gegebenen Fall thematisiert, dass unübersichtliche Erklärungslagen vorliegen. Kontextvariablen sind Variablen, deren Einfluss auf das Untersu-

¹ Für kritische Anmerkungen zu zwei früheren Versionen dieses Textes danke ich Florian Grotz, Sabine Kropp und Michael Minkenberg.

² Der Begriff der Vergleichenden Methode ist nicht mit dem Vergleich an sich gleichzusetzen, sondern bezieht sich im Sinne von Lijphart (1971) auf die "Forschungssituation einer großen Zahl von Variablen bei einer kleinen Zahl von Fällen" (Nohlen 1994). Die Vergleichende Methode ist damit insbesondere gegen die statistische Methode abgegrenzt, die durch eine große Zahl von Fällen gekennzeichnet ist. Im Laufe des vorliegenden Textes wird allerdings aus rhetorischen Gründen nicht immer von der "Vergleichenden Methode", sondern auch vom "Vergleich" gesprochen.

chungsdesign bekannt, die nicht in den Vergleich einbezogen werden und daher auch keine systematisch erklärende Kraft entfalten. Kontextvariablen haben daher nicht zuletzt die Funktion, in vergleichenden *Designs* abweichende Fälle zu markieren und so die Randbedingungen von Erklärungsmustern zu konkretisieren (Nohlen 1994: 513).

Zweitens wird in der Forschung der "kulturalistische" Vergleich bemüht. Bei diesem Verfahren stehen Fälle und nicht Modelle mit zugehörigen Variablen im Vordergrund. Die historischen und sozialen Eigenarten einzelner Fälle werden dabei in gewisser Weise holistisch aufeinander bezogen, wenn die "Kultur" eines Einzelfalles manche seiner Eigenschaften besser plausibel macht als das Abgleichen mit einzelnen Parametern von Vergleichsfällen.

Die Unterscheidung zwischen klassischem und kulturalistischem Vergleich bezieht sich auf zwei Seiten einer Medaille. Ungeachtet aller Strategien der Fall- und Variableauswahl kann eines der Grundprobleme der vergleichenden Methode, die Existenz einer hohen Zahl möglicher Einflussvariablen bei der gleichzeitigen Verfügbarkeit einer begrenzten Zahl von Fällen, nicht immer gelöst werden. Bei einem variablenzentrierten Zugang lassen sich durch das Ausklammern von Kontextvariablen Erklärungsmodelle mit einem *Set* fallübergreifender Variablen erarbeiten, bei denen in einem zweiten Schritt einzelfallspezifische Faktoren Beachtung finden. Bei einer fallzentrierten Vorgehensweise werden dagegen zunächst alle augenfälligen Erklärungsmomente innerhalb eines Falls herangezogen. Hier stellt sich die Frage nach der Vergleichbarkeit im zweiten Schritt: Allgemeingültige Aussagen ergeben sich erst nach dem Nebeneinanderlegen der Fälle, und das häufig auch nur im Hinblick auf die untersuchten Fälle.

Dementsprechend ist der Forschungsprozess in beiden Bereichen von unterschiedlichen Vorgehenslogiken geprägt, die im Folgenden nacheinander betrachtet werden sollen. Dabei möchte ich zeigen, dass beide Methoden in Reaktion auf unterschiedliche Herausforderungen entwickelt wurden. Während der klassische Vergleich in stabilen Systemumwelten seine Vorteile bei der Erstellung allgemeingültiger Hypothesen entfalten kann, entspringt die Verwendung des kulturalistischen Vergleichs häufig dem Ansinnen, dynamische Entwicklungen im Hinblick auf einzelne Fälle zu verstehen. Diese Entwicklungen – z.B. Transformationen oder Revolutionen – können mitunter so komplex sein, dass in letzter Konsequenz die eindeutige Beziehung zwischen verursachenden und resultierenden Faktoren nicht mehr eindeutig herauszuarbeiten ist. Der daraus resultierende Verlust an analytischer Tiefenschärfe kann jedoch durch Einsichten in kulturspezifische, d.h. nicht universale, Zusammenhänge wettgemacht werden.

2 Klassische Vergleichende Methode: Zugang über Modell und Kontext

In der Regel operiert man bei Verwendung der Vergleichenden Methode mit drei Variablenarten: einer (vom Forscher gesetzten) abhängigen Variablen, meist mehreren (entweder ebenfalls gesetzten oder aber zu suchenden) unabhängigen Variablen und (gesetzten oder zu suchenden) Kontextvariablen. Die "Setzung" der Variablen erfolgt aufgrund des Erkenntnisinteresses des Forschers, wobei sich das Erkenntnisinteresse in der Regel auf eine Methode oder Theorie stützt und häufig darauf zielt, diese fortzuentwickeln (vgl. Beyme 1994). Die Identifizierung aller Variablen beruft sich also in der Regel auf ein theoretisches und zuweilen bereits empirisch "gehärtetes" Wissen über hypothetische Einflussbeziehungen.

gen. Während unabhängige und abhängige Variablen direkt aus dem Erkenntnisinteresse abgeleitet werden, ergeben sich die Kontextvariablen aus den Rahmenbedingungen, die nicht vernachlässigt werden dürfen, wenn die Beziehung zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen untersucht wird.

Unterstellt wird bei der Trias Kontext-, unabhängige und abhängige Variable üblicherweise, dass die unabhängigen Variablen eine bestimmte Ausprägung der abhängigen Variablen verursachen. Kontextvariablen kommen als systematisch erklärende Faktoren nicht in Betracht. Ansonsten wäre eine Kontextvariable keine Kontextvariable, sondern eine unabhängige Variable. Diese von Dieter Nohlen (2004) vorgenommene Definition des Kontextbegriffs wird allerdings keineswegs durchwegs geteilt. Nohlen selbst weist darauf hin, dass beispielsweise bei Manfred Schmidt im *most dissimilar cases design* die Kontextvariablen – bei Schmidt (1995: 625) die "Basisstrukturen" – zu unabhängigen Variablen werden, da ihnen ein eigener Effekt auf abhängige Variablen unterstellt wird (Nohlen 2004). Wie unten ausgeführt werden wird, kommt den Kontextvariablen in der Tat nicht selten eine erklärende Funktion zu. Der Unterschied zu unabhängigen Variablen ist aber immer die *systematische* Erklärungskraft. Wenn eine operationalisierte Variable einen systematischen Erklärungsrang für die Ausprägung der abhängigen Variable aufweist, dann handelt es sich um eine unabhängige, nicht jedoch um eine Kontextvariable.

Wie ist ein Kontext gegen ein gegebenes Erklärungsmodell abzugrenzen? Wird der Rang einer Variable erst ex post zur Kontextvariable, wenn nämlich deutlich wird, dass die Variable zwar im Hinblick auf einen oder wenige, aber eben nicht auf alle Fälle einen Einfluss hat? Diese Forschungslage besteht zum Beispiel im Hinblick auf die Bedingungen für ökonomisches Wachstum, die offensichtlich schwer auf einen Nenner zu bringen sind:

Having guns did it there. Having Jews did it there. In this case it was immigration policy; in that case it was having access to quinine. In this case it was freeing the serfs; (...) in that case it was high consumer demand. In this case and that case it was luck (Shweder 2000: 168).

Bei dieser Erklärungslage gelten offensichtlich für unterschiedliche Fälle unterschiedliche Kontextfaktoren, die die abhängige Variable – das ökonomische Wachstum – vergleichsweise erratisch beeinflussen.

Oder sind Kontextvariablen solche, die wegen einer diffusen Erkenntnissituation von vornherein nicht näher betrachtet werden? Dies kann beispielsweise dann vorkommen, wenn das kontextuelle Umfeld nicht politischer Art ist und sich daher der Kompetenz des Politikwissenschaftlers entzieht (Claußen 1994: 219). In diesem Fall kommt dem Kontext freilich kein Variablenstatus zu: Etwas Diffuses lässt sich schwer operationalisieren. Auch innerhalb der Disziplin kann es Bereiche geben, die theoretisch nicht durchdrungen sind und in denen daher die Ermittlung von Variablen und/oder deren Operationalisierung nicht widerspruchsfrei erfolgen kann. Der Kontext muss in diesen Fällen als gegebene Unschärfe der Erklärungskraft eines Modells in Kauf genommen werden.

Der hergebrachte, gewissermaßen "klassische" Vergleich in der Vergleichenden Methode kann daher gesichert lediglich den Zusammenhang zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen sicher erkennen. Die Kontextvariablen, deren Homogenität oder Heterogenität entscheidend für die Unterscheidung zwischen Differenz- und Konkordanzmethode ist, können demgegenüber weit weniger verbindlich verortet werden. Bei einigen Autoren (ausgehend von J. St. Mill) können sie als erklärende Faktoren nicht in Betracht kom-

men. Bei anderen können sie sehr wohl eine Rolle spielen, wenn ihre Ausprägungen Effekte auf unabhängige oder abhängige Variablen haben.

Wenn Kontextvariablen in einem Vergleichsdesign explizit verwendet werden, können sie wiederum auf zwei Arten mit den operativen Variablen verbunden sein. Wenn erstens eine Beziehung zwischen Kontext und unabhängigen Variablen unterstellt wird, ändert sich durch den Kontext die Ausprägung der unabhängigen Variablen, womit deren Einfluss auf die abhängige Variable beeinflusst wird. Ein Beispiel aus der Wahlsystemforschung (vgl. z.B. Nohlen 2000: 357): einzelne Elemente von Wahlsystemen – die unabhängigen Variablen – haben bedeutende Auswirkungen auf die Mandatsverteilung – die abhängige Variable. Verlässliche Aussagen lassen sich aber nur treffen, wenn die Funktionsweise der Wahlsysteme unter Beachtung der soziopolitischen Bedingungen – des Kontexts – analysiert wird.

Zweitens können Kontextvariablen auch direkt auf die abhängigen Variablen einwirken, ohne dass die Ausprägung der unabhängigen Variablen durch den Kontext beeinflusst wird. Die oben bereits zitierte Forschung zu den Bedingungen ökonomischer Entwicklung ist hier ein Beispiel. Es bestehen verschiedene Entwicklungs- und Wachstumstheorien, die unterschiedliche unabhängige Variablen ins Feld führen – in einer neueren Studie nennt Robert Barro (1996) das Bildungsniveau, die Lebenserwartung, niedrige Geburtsraten, eine niedrige Staatsquote und eine niedrige Inflation (vgl. Polanyi 1995 (1944); Temple 1999; Hibbs 2001). Für den Einzelfall genießen jedoch selbst Modelle mit einer derartigen Vielzahl von Faktoren nur eine eingeschränkte Erklärungskraft, da eben zusätzliche Kontextfaktoren häufig die entscheidende Rolle spielen (Shweder 2000: 168, siehe oben).³

Beide Arten, den Kontext einzubeziehen, dienen dazu, eine erhöhte Zahl von Fällen für die Erklärungskraft von Modellen nutzbar zu machen. Die Kontextanalyse weicht daher nicht zuletzt das Poppersche Falsifizierungsprinzip auf: Passt ein Fall nicht in ein (anderwärtig etabliertes) Erklärungsschema, muss dieses deshalb noch nicht verworfen werden. Vielmehr schärft gerade die kontextuelle Einbettung von Einzelfällen das Bewusstsein dafür, dass in der sozialen Wirklichkeit nicht mit sozialen Experimenten, sondern nur mit unvollkommenen Untersuchungsdesigns operiert werden kann (Nohlen 2002).

Für ältere politikwissenschaftliche Arbeiten ist häufig charakteristisch, dass dem Kontext kein eigenes systematisches Interesse zugewandt wurde. Man denke etwa an die "soziologischen Gesetze" von Duverger (1954) oder die frühe Erforschung des Zusammenhangs von Regimeform und ökonomischem Erfolg (Lipset 1959). Später hat im Zuge der Internationalisierung und Professionalisierung der vergleichenden Politikwissenschaft eine Vernetzung der methodenorientierten Komparatisten mit der Expertise von Spezialisten der *Area Studies* stattgefunden. Dadurch ist in vielen Bereichen einzelfallorientiertes und damit kontextbasiertes Wissen in die Modellbildung eingegangen (Mair 1996: 331).

Ein gutes Beispiel für diese Entwicklung ist die Transformationsforschung. Von den holzschnittartigen Vorstellungen der Systemtransformation, wie sie unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Sozialismus etwa von Huntington (1991) oder Przeworski (1991) geäußert wurden, ist heute wenig übriggeblieben. Vielmehr haben sich multivariate Konzepte durchgesetzt, die mit der Einbeziehung vermeintlich abweichender Fälle zu überzeugen vermögen (vgl. etwa Linz/ Stepan 1996; Bönker/ Müller/ Pickel 2002). Je mehr Einzelfallwissen aber vorhanden ist, desto weniger werden Kontextbereiche noch explizit ausgewiesen. Wie bei der Modellbildung der quantitativen Methode strebt man nun an, möglichst

³ Temple (1999: 151) schreibt im Hinblick auf die Theorien des ökonomischen Wachstums: "The most interesting findings are rarely convincing, while the more reliable ones hold few surprises."

viele in Frage kommende Einflussvariablen zu erfassen. Dies kann dazu führen, dass es letztlich keinen Kontext mehr, sondern nur noch unabhängige Variablen gibt.

Peter Mair ordnet ein solches Vorgehen der "Modellbildungsschule" der vergleichenden Politikwissenschaft zu (Mair 1996: 319). Die Bildung von Modellen hat sich demnach in den letzten Jahren von einem globalen Bezugsrahmen wie in den fünfziger Jahren (vgl. etwa Lipset 1959) zu einem auf *Areas* beschränkten Referenzrahmen entwickelt. Eine wesentliche Strategie bei der Herstellung allgemeiner Modelle oder gar Theorien besteht in der Homogenisierung von Kontexten, mithin in der Befolgung einer wichtigen Eigenart der Differenzmethode von John Stuart Mill. Genau diese Beschränkung von Vergleichsdesigns auf die Grundgesamtheiten verschiedener *Areas* – OECD-Staaten, deutsche Bundesländer, Transformationsstaaten etc. – drängt jedoch die Bedeutung von Kontextvariablen zurück, eben weil dadurch die Fallumgebung übersichtlicher wird. Letztlich entscheidet dann die Erklärungskraft einzelner Variablen darüber, ob diese als erklärende Faktoren (=unabhängige Variablen) mit aufgenommen werden oder gar nicht, also auch nicht im kontextuellen Sinn, berücksichtigt werden.

Eine Eigenart von Modellumwelten – Kontexten – ist deren Komplexität. Wie oben erwähnt wurde, führt mitunter gerade die Nichtdurchdringung durch eine Theorie dazu, dass potentielle Erklärungsfaktoren nicht als Variablen formuliert werden (können). Konsequenterweise werden in der Literatur mehrere Kontexttypen voneinander unterschieden (Claußen 1994). Für die Forschungspraxis bedeutsam ist die Differenzierung zwischen indizierbare und nicht indizierbare – d.h. in komparative Indikatoren übersetzbare und nicht übersetzbare – Kontextvariablen. Auch nicht indizierbare Indikatoren werden jedoch in der Praxis nicht „aus der politikwissenschaftlichen Betrachtung ausgeklammert“ (Claußen 1994: 219). Vielmehr finden sie in unterschiedlicher Form als konditionierende Elemente der unabhängigen und abhängigen Variablen Eingang in die vergleichende Methode.

Bei alledem wird deutlich, dass das eingangs genannte Definitionskriterium des Kontexts, nicht als Erklärungsfaktor in Betracht zu kommen, in vielerlei Umständen seine Eindeutigkeit verlieren kann. Florian Grotz hat in einer Arbeit zum Einfluss von Wahlsystemen auf die Parteiensystembildung in Mitteleuropa daraus die Konsequenz gezogen, Kontextvariablen nicht aufgrund theoretisch-methodologischer Prämissen auszuklammern, sondern sie systematisch in das Untersuchungsdesign einzubeziehen (Grotz 2000). Er nimmt dabei eine weitere Unterscheidung zwischen Kontexttypen vor, nämlich diejenige zwischen institutionenneutralen und institutionensensiblen Kontexten (vgl. Grotz 2000: 78-79). Bestimmte Institutionenarrangements haben demnach nur dann Auswirkungen auf die Entwicklung von Parteiensystemen, wenn Kontexte eine bestimmte Beschaffenheit aufweisen. Dabei haben wir es wieder mit einer Präzisierung der Gültigkeitsbedingungen komparatistischer Theoreme zu tun.

Dabei handelt es sich um eine Strategie, die besonders dann in Betracht kommt, wenn Konzepte nur beim Vorliegen bestimmter Rahmenbedingungen anwendbar sind. Wichtige Modelle der institutionenbezogenen Komparatistik unterliegen solchen Einschränkungen. Die Wirkungen von Wahlsystemen auf Parteiensysteme etwa lassen sich nur dann ermes- sen, wenn Klarheit über die Rahmenbedingungen wie beispielsweise Polarisierung und Strukturierung des Parteienwettbewerbs herrscht (Lijphart 1994; Nohlen 2000). Wirkungen von Institutionensystemtypen, etwa die vermeintlich demokratiestabilisierenden Impulse parlamentarischer Regierungssysteme, hängen ebenfalls von Kontextbedingungen, u.a. von der politischen Kultur, verschiedenen Modi der Konfliktverarbeitung und vom konkreten

Verhalten der politischen Akteure ab (Linz 1994; Sartori 1994; Bunce 1997; Bunce 2000). Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass bei Nichtvorliegen bestimmter Rahmenbedingungen die Aussagekraft dieser und anderer institutionenbezogener Modelle stark eingeschränkt ist.

Wenn die Rahmenbedingungen vorliegen, dann stellen institutionenbezogene Modelle einen "dichten" Erklärungsraum aus Kontext-, unabhängigen und abhängigen Variablen dar, in dem bestimmten Arrangements oder Typen von Wahl-, Parteien-, Verbände-, Regierungs- oder Koalitionssystemen bestimmte Auswirkungen nachgesagt werden (vgl. Nohlen/Kasapovic 1996; Kitschelt u.a. 1999; Wiesenthal 1999; Kropp 2001). Anders als bei Geertz' "dichten Beschreibungen" (Geertz 1995) handelt es sich dann um "dichte Erklärungen": Modelle und Theorien können im Hinblick auf eingrenzbare soziale Zusammenhänge verifiziert werden. Der theoretische Fortschritt besteht darin, dass erklärenden Modellen (= dem erklärbaren Verhältnis von unabhängigen und abhängigen Variablen) bestimmten Typen von Kontexten zugeordnet sind, unter den die Modelle überhaupt nur gültig sind.

Neben diesem "dichten" Erklärungsraum existiert dann zusätzlich ein "umgebender" Erklärungsraum, in dem bestimmte Faktoren die Zusammenhänge im "dichten" Erklärungsraum in unsystematischer Weise konditionieren können. Hierbei lässt sich wohl keine allgemeine Regel identifizieren, wann institutionelle Wirkungen "kontextsensibel" sind oder wann nicht. Allerdings legen die empirischen Ergebnisse einer Reihe von in jüngerer Zeit erschienenen Arbeiten nahe, dem Kontext eine entscheidende Rolle für die Gültigkeit von Zusammenhängen zuzugestehen, die von institutionellen Modellen unterstellt werden (Bendel 1996; Thibaut 1996; Beichelt 2001).

Kontextvariablen haben daher nicht nur einen separaten Einfluss auf unabhängige und abhängige Variablen, sondern können auch maßgeblich für das Verhältnis zwischen diesen Variablen sein. Sie beeinflussen nicht nur die operativen Variablen, sondern das *Wie* der Beziehungen zwischen den beiden.

3 Kulturalistischer Vergleich: Zugang über die kulturelle Homogenität einzelner Fälle

Der systematische Rang kultureller Elemente ist, nicht zuletzt unter dem Einfluss eines vielbeachteten Kurswechsels in der Redaktion des *American Political Science Review*, in jüngerer Zeit an prominenter Stelle diskutiert worden (Büthe 2002; Wedeen 2002). Die Ausführungen dieses Abschnitts beziehen sich allerdings nicht in erster Linie auf diese Diskussion, sondern auf ein alternative Strategie zur Berücksichtigung einer Vielzahl von Erklärungsfaktoren beim Vorliegen einer begrenzten Zahl von Vergleichsfällen. Dabei handelt es sich um den fallzentrierten Vergleich, der sich primär auf (i.d.R. wenige) Fälle anstelle der Stimmigkeit von Variablen und Modellbildung konzentriert.

Hierbei wird zunächst wie beim klassischen Vergleich eine abhängige Variable durch das Erkenntnisinteresse des Forschers gesetzt. Dies findet jedoch zunächst unabhängig von der Kenntnis vergleichbarer Fälle statt; vielmehr werden fallspezifisch möglichst viele unabhängige Variablen zur Erklärung der abhängigen Variablen herangezogen. Die Frage nach dem Kontext passt nicht zu einer solchen Vorgehensweise, da alle potentiellen Erklärungsfaktoren zunächst gleichwertig sind.

Damit werden die Einzelfälle und deren Gesellschaften in der ganzen Komplexität ihrer historischen und sozialen Eigenarten betrachtet. Eine derart umfassende Perspektive

nimmt daher die "Kulturen", d.h. "geschichtliche *und* soziale Prozesse der menschlichen Sinngabe" auf (Jung 1998: 170). Zum zentralen Baustein dieser Herangehensweise werden Fallstudien. Einige Beispiele: Theda Skocpol's Analyse der Bedingungen sozialer Revolutionen baut auf drei Fällen auf (Skocpol 1979). Die Demokratietheorie de Tocquevilles beruft sich bekanntlich auf einen einzigen Fall (Tocqueville 1835). Das Wesen der abhängigen Variable des Nationalismus kann Liah Greenfeld (1992) durch die Unterscheidung verschiedener Wege zur Ausbildung einer nationalstaatlichen Identität herausarbeiten. Damit soll selbstverständlich nicht unterstellt werden, alle der genannten Autoren folgten einem kulturalistischen Paradigma etwa im Sinne der *Cultural Studies* (siehe z.B. Bromley/ Göttlich/ Winter 1999). Es soll lediglich darauf hingewiesen werden, dass die Stützung auf historische und soziale Gegebenheiten zur Begründung sozialwissenschaftlicher Konzepte darauf beruht, Einzelfälle in ihrer kulturellen Komplexität zu betrachten.

Demnach existiert bei komparatistischen Arbeiten eine Grenze, hinter der die kulturellen Rahmenbedingungen entscheidend werden, wenn einzelne Fälle immer intensiver betrachtet werden. In den genannten Schriften von Skocpol (1979) und Greenfeld (1992) werden mit Hilfe einer historisch-soziologischen Vorgehensweise geschichtliche Entwicklungslinien eines Phänomens nachgezeichnet. Erst dann werden Schlussfolgerungen gezogen, die dann freilich in ihrer Reichweite über die diskutierten Fälle kaum hinausgehen (und die auch nicht diesen Anspruch erheben). Ähnlich gehen andere Arbeiten zum Nationalismus vor (Anderson 1983; Gellner 1983; Brubaker 1997), wobei die hier genannten Autoren weniger Zurückhaltung üben, was die Verallgemeinerbarkeit ihrer Ergebnisse angeht. Weitere Bereiche, in denen zunächst mit induktiven Einzelfallbetrachtungen operiert wird, sind die Religionsforschung mit dem Ausgangspunkt von Max Webers religionssoziologischen Schriften (Weber 1988 (1920)), die historische Staatsentwicklungsforschung (Eisenstadt 1963; Rokkan 2000) und die historische Sozialforschung (Moore 1969; Rueschemeyer/ Huber-Stephens/ Stephens 1992).

In der vergleichenden Politikwissenschaft, die sich eher an diesen kultursoziologischen Schriften angelehnt hat als dies umgekehrt der Fall ist, führt der Blick auf das Kulturelle zunächst zur Politischen Kulturforschung in der klassischen Tradition von Almond/ Verba (1963). Bei diesem Ansatz wird aus individuellen Einstellungen auf Makrophänomene des politischen Lebens geschlossen. (Politische) Kultur wird dabei im *Mainstream* als "subjektive Dimension der gesellschaftlichen Grundlagen politischer Systeme" (Berg-Schlosser 1994: 345) verstanden. Dieser Kulturbegriff liegt damit quer zur holistischen Betrachtung von Einzelfällen. Die abhängigen und unabhängigen Variablen der Politischen Kulturforschung sind in der Regel gut vergleichbar. Im Gegenteil setzt sich ein guter Teil der Forschung mit der Aufgabe auseinander, Indikatoren und Variablen über Fallgrenzen hinweg zu Validität zu verhelfen (vgl. etwa Gabriel 1994). Der klassische Ansatz der politischen Kulturforschung ist damit gerade nicht auf die Individualität der einzelnen Fälle zugeschnitten; für ihn gelten eher die Ausführungen über das Verhältnis von Kontext und operativen Variablen in Abschnitt 2.

Dennoch existieren Ansätze, die sich bei der Bedienung kulturalistischer Vergleiche nicht allein auf Einzelfälle stützen, sondern zusätzlich ein methodisches Instrumentarium entwickelt haben. In Anlehnung an Birgit Schwelling kann hier in erster Linie der "symbolorientierte Ansatz" der Politischen-Kultur-Forschung (Schwelling 2001: 609-612) genannt werden. Die Vertreter dieses Ansatzes eint die Kritik am Reduktionismus der Almond/ Verba-Schule. Kultur wird umfassender konzeptionalisiert, etwa als "grammatische Struk-

tur" (Dittmer 1977: 555) oder als "Weltbild" (Rohe 1994). Wie eine Grammatik den Zugang zu einer Fremdsprache bietet, stellen politische Kulturen und ihre Symbole damit einen Zugang zu jeweils einmaligen und komplexen politischen Deutungsgeweben dar. Sozialwissenschaftliche Ansätze, die sich mit Kulturen beschäftigen, können daher auf semiotische Elemente bei der Interpretation sozialer Phänomene kaum verzichten (Wedeen 2002).

Besonders das Augenmerk auf das „Symbolhafte“ erschwert es, die Vergleichsperspektive konsequent zu verfolgen. Denn das Deutungsgewebe um ein Symbol ist selbst Bestandteil des Symbols. Nehmen wir zum Beispiel eine Nationalflagge: die Einstellungen zu ihr ist in Deutschland und den USA sind allein deshalb unterschiedlich, weil der mit ihnen transportierte Bedeutungsgehalt unterschiedlich ist. Selbst die Einstellungen gegenüber einer einzigen Flagge, beispielsweise der US-amerikanischen, können in verschiedenen kulturellen Umfeldern – z.B. in den USA selbst, in der Bundesrepublik und im Iran – recht unterschiedlich aussehen. Wer Phänomene in komparatistischer Absicht symbolhaft erfassen will, ist daher gehalten, Interpretationshorizonte systematisch in das Vergleichsdesign einzubeziehen (Beichelt 2003).

In diese Richtung gehen auch die Überlegungen einer "Kulturtheorie als Politikwissenschaft", die von einer Forschergruppe um Michael Thompson angestellt werden. Dort wird in Anlehnung an Mary Douglas (1986 (1973)) zwischen vier Solidaritäten innerhalb von Gesellschaften unterschieden, aufgrund derer sich bestimmte Präferenzen formen, die sich dann wiederum in gesellschaftliche Organisationsformen übertragen (Thompson/Grendstad/Selle 1999). Wie häufig in der Tradition der *Cultural Studies* fließen die Bemühungen hier jedoch eher in die Schaffung eines theoretischen Unterbaus als in die Herausarbeitung vergleichsfähiger Indikatoren. Die generierten Daten dieses Ansatzes der Politikwissenschaft befinden sich daher gegenwärtig auf einem vollkommen anderen Skalenniveau als die Daten des klassischen Ansatzes der Politischen Kultur.

Der symbolzentrierte Ansatz unterscheidet sich auch in seinen Gegenständen von der klassischen politischen Kulturforschung. Betrachtet werden eben nicht Variablen, sondern Fälle in ihrer kulturellen Komplexität. Die Geschichte einzelner Gesellschaften spielt eine zentrale Rolle beim Verständnis der Falllagerung. Gesellschaftliche Normen werden nicht zugrundegelegt, sondern induktiv ermittelt. Politisches Handeln ist nicht unmittelbar, sondern z.B. über Rituale repräsentiert (vgl. z.B. Edelman 1976). Der Vergleich verfolgt dann häufig anthropologische Erkenntnisinteressen; er will weniger Unterschiede zwischen gleichberechtigten Fällen erklären als vielmehr die eigenen Kultur – mit Hilfe eines Blicks auf andere Kulturen – kritisch verstehen (Marcus/Fischer 1999).

Eine bedenkenswerte Folge dieser Annahmen des kulturalistischen Ansatzes der vergleichenden Politikwissenschaft ist, dass das Verhältnis zwischen verschiedenen Modellbestandteilen nicht mehr linear-kausal gedacht wird. Streng genommen kann nicht mehr zwischen abhängigen und unabhängigen Variablen unterschieden werden, da viele Variablen eines Erklärungsmodells miteinander in Wechselbeziehung stehen. Häufig wird dabei zwischen existenten Kulturen bzw. kulturellen Elementen und daraus resultierenden Strukturen bzw. Institutionen unterschieden. Akteure in Institutionen, so das zugrundeliegende Argument, reagieren auf kulturell verankerte Symbole, während jedoch gleichzeitig die Institutionen einen Einfluss auf die sozialen und politischen Prozesse haben (siehe Tabelle). Die Modelle und Ansätze der vergleichenden Politikwissenschaft – also z.B. die in Abschnitt 2 angesprochene Forschung zu Koalitions-, Parteien-, Regierungs-, Verbände- oder Wahlsys-

temen – werden damit nicht wertlos, beziehen sich aber nur noch auf einen Teil des nunmehr umfassenderen Ganzen: Wenn sich der Kontext immer stärker zur Kultur weitet, müssen wechselseitige Zusammenhänge nicht nur beschworen, sondern in das Vergleichsdesign integriert werden.

"Unabhängige" Variable(n)	→ ←	"Abhängige" Variable(n)
Kultur / "informelle" Institutionen / Wertorientierungen / habituierte Verhaltensmuster: Zugang über Interpretation von Symbolen	→ ← → ← → ←	Struktur / Institutionen: Zugang über Modelle der vergleichenden Politikwissenschaft

Tabelle 1: Kulturalistischer Vergleich

Der Verzicht auf linear-kausale Analyse ist dabei induktiv gesteuert. Nachvollziehen lässt sich dies erneut am Beispiel der Transformation postsozialistischer Gesellschaften. Die neuen Institutionen bewirken Veränderungen bei Verhaltensmustern von politischen Akteuren und beim Publikum; so sieht es beispielsweise auch die klassische Politische-Kultur-Forschung (Plasser/ Ullrich/ Waltrauch 1997). Umgekehrt implizieren die verschiedenen *Legacies* der sozialistischen bzw. "leninistischen" Regimes (Jowitt 1992), dass Institutionen von den Akteuren in einer Art und Weise gedeutet werden, die mit den "Vorbildern" aus westlichen Industriegesellschaften nicht viel gemeinsam haben. Die Institutionen des freien Marktes werden von postautoritären Eliten genutzt, um Pfründe zu sichern anstelle den Wohlstand von Nationen zu mehren (Hellman 1998; Stiglitz 1999). Auch die dem Postsozialismus eigene Deutung von Demokratie führt zu unerwarteten institutionellen Effekten, indem nämlich die formal demokratischen politischen Institutionen weiterhin als Instrumente zur Herrschaft bestimmter Minderheiten unter Missachtung der Präferenzen der Mehrheiten verstanden werden (siehe z.B. Alexander 2000).

Akzeptiert man, dass interdependente Wirkungsrichtungen (wie in Tabelle 1 dargestellt) existieren, so legt dies einen Kulturbegriff nahe, wie ihn der symbolzentrierte Ansatz der politischen Kulturforschung verwendet – auch wenn sich nicht alle der hier genannten Autoren seiner explizit bedienen. Politisches Handeln ist hier symbolhaft in dem Sinne, dass eine symbiotische Beziehung zwischen kulturell determinierten Werten oder Verhaltensmustern auf der einen Seite und politischen Institutionen und den von ihnen ausgehenden Handlungsrestriktionen auf der anderen Seite besteht. Selbstverständlich lässt sich einwenden, eine solche Sicht bedeute den Verzicht auf kausalanalytische Erklärungen, also eigentlich eine Abkehr von einem zentralen Anspruch der Sozialwissenschaft. Dem halten Verfechter des kulturalistischen Vergleichs zum einen entgegen, dass die Unterstellung linearer Wirkungsbeziehungen zwischen Variablen oder Indikatoren des sozialen Zusammenlebens eben häufig der empirisch vorfindbaren Lage nicht gerecht wird.⁴ Außerdem

⁴ Genau an dieser Stelle unterscheidet sich der kulturalistische Vergleich von der Position Charles Ragins (1987), der eine „kausale Komplexität“ von Modellfaktoren vor allem auf der unabhängigen Seite sozialwissenschaftlicher Modelle gegeben sieht. Wenn Ragin jedoch argumentiert, das „menschliche Verständnis von (...) Ereignissen sei durch und durch holistisch“ (ebd.: 23), ist die Unterstellung linearer Wirkungsrichtungen bereits im Grundsatz eingeschränkt.

ermöglicht der kulturalistische Ansatz natürlich ein viel tiefenschärferes Verständnis sozialer Prozesse innerhalb der einzelnen Fälle, woraus sich wieder neue Hinweise auf die Randbedingungen der Modelle des klassischen Vergleichs ergeben.

Die „vergleichende Geschichtswissenschaft“ – so heißt es im Titel eines einschlägigen Essays (Skocpol/ Somers 1980) – zeigt nun Möglichkeiten auf, wie komplexe historische Gegebenheiten in Vergleichsdesigns einbezogen werden können. Sie diskutiert ausführlich, wie sich Vergleichsdesigns mit komplexen Rahmenbedingungen vertragen können. Historiker fühlen sich stärker gehalten, räumliche, geographische und epochale Gegebenheiten in die Beurteilung einzubeziehen. Die Reduzierung einer Erklärung auf wenige Variablen findet "wenig Anklang", und sie akzeptieren lieber "viele schlechte" als "eine gute Ursache" für ein soziales Phänomen (Kaelble 1999: 112).

Nicht vergessen werden darf, dass sich die Methoden der vergleichenden Geschichtswissenschaft ebenso wie der kulturalistischen Komparatistik anhand anderer Gegenstände entwickelt haben als beim "klassischen" Vergleich. Im ihrem Mittelpunkt steht der soziale Wandel nicht kleiner, sondern großer Strukturen, die in breiten Vergleichen erfasst werden sollen (Tilly 1984). Dabei muss es nicht immer gleich um Revolutionen oder Revolten als Prototyp des Unberechenbaren gehen. Die Anwendung der Methoden und insbesondere die Reflexion darüber bricht sich jedoch häufig an der Beobachtung, dass sich das Handwerkszeug der "klassischen", meist quantitativ vorgehenden Komparatistik sich für eine Reihe relevanter Fragestellungen nicht eignet (Ragin 1987).

Wo jedoch "dichte" Entwicklungen eine Betrachtungsweise erfordern, die sich mit der Reduzierung auf wenige (unabhängige) Variablen unzulässig selbst beschneiden würde, wird in der modellgeleiteten Narrativisierung sozialer Umbrüche eine Lösung gesehen (Büthe 2002). Tim Büthe schlägt vor, Narrative, die eine "einzelne kohärente Geschichte" (ebd.: 482) darstellen, im Rahmen eines (bereits vorher etablierten) kausalen Analysemodells als Datenmaterial zu verwenden. Das Modell strukturiert dabei die Narrative, wobei die Wahl der abhängigen Variable die Grenzen des Narrativs determiniert (ebd.: 487).

Der Brückenschlag zum kulturalistischen Vergleich wird durch den Charakter der unabhängigen Variable – des Narrativs – möglich. Narrative sind nicht nur offen für die Komplexität einer Vielzahl von Wirkungsfaktoren, sie enthalten auch interpretative Elemente, da Fakten niemals allein für sich selbst sprechen. Plausibel oder überzeugend werden solchermaßen gewonnene Erklärungen dann, wenn "multiple Narrative" von ähnlichen Prozessen in unterschiedlichen Gesellschaften auf analoge oder parallele Ursachen für Phänomene sozialen Wandels hinweisen (Büthe 2002: 489).

4 Zur Verwendung von klassischem und kulturalistischem Vergleich

Erkennt der Komparatist das Nebeneinander von klassischem und kulturalistischen Vergleich an, ergibt sich gewissermaßen eine Konkurrenz der beiden Methoden. Das Verhältnis der beiden Ansätze zueinander wird nun im abschließenden Abschnitt behandelt.

Beginnen wir mit dem Status von Variablen für den Vergleich. Beim klassischen Vergleich muss bei der Modellsetzung ebenso wie bei der anschließenden Einzelfallbetrachtung mittels des Kontextes nach der Äquivalenz der Variablen über die Fälle hinweg gefragt werden. Die Diskussion dieser Indikatoren konzentriert sich in der Regel darauf, ob sie zur Abbildung des einen oder anderen Phänomens bestmöglich geeignet sind. Die Er-

klärungskraft von Modellen kann insbesondere dann auf tönernen Füßen stehen, wenn Indikatoren in unterschiedlichen Umwelten nicht für äquivalente Phänomene stehen (vgl. Mair 1996: 325). Beim kulturalistischen Vergleich, wenn im Anschluss an die Einzelfallbetrachtung fallübergreifende Generalisierungen gewagt werden, stellt sich das Problem sogar noch in einem verschärften Sinne. Hier setzt sich der Wissenschaftler als Folge einer methodologischen Vorentscheidung grundsätzlich mit kulturellen Prozessen, d.h. komplex aufeinander bezogenen Phänomenen, auseinander und muss daher von vornherein befürchten, auf Äpfel mit Birnen zu vergleichen.

Daher sollte es zum Muss einer Komparatistin gehören, Kultur-, Kontext-, unabhängige wie abhängige Variablen daraufhin zu überprüfen, ob die durch sie abgebildeten Sachverhalte in ihrer jeweiligen Umgebung das Gleiche bedeuten. Bei der Bildung von Variablen kommt es entscheidend darauf an, dass das zugrundeliegende Konzept im gesamten Geltungsraum – d.h. in allen Fällen, auf die sich der Vergleich bezieht – funktionale Äquivalenz aufweist. Trifft dies zu, ist die Validität der Indikatoren (und damit der Variablen) gewährleistet. Bestehen jedoch Zweifel an der funktionalen Äquivalenz, werden Variablen "weich": Hinter begrifflich fallübergreifend gebrauchten Indikatoren können sich in unterschiedlichen Umwelten unterschiedliche Dinge verbergen.

Wird beispielsweise – wie in der *Civic-Culture*-Studie geschehen – nach Einstellungen gegenüber politischen Parteien gefragt, mutet es problematisch an, die Einstellungen gegenüber der mexikanischen Partei der Institutionalisierten Revolution (PRI) mit denen gegenüber der deutschen Sozialdemokraten oder der italienischen Kommunistischen Partei zu vergleichen. Die PRI als mexikanische Hegemonialpartei der 1950er-Jahre hatte eine gänzlich andere Stellung im politischen System inne als Oppositions- oder auch Koalitionsparteien in Deutschland und Italien. Wenn Strukturen mit unterschiedlichen Funktionen verglichen werden, ist der Ertrag des Vergleichs damit von vornherein eingeschränkt (vgl. Dogan/ Pelassy 1990: 71).

Dabei gibt viele weitere Bereiche der vergleichenden Politikwissenschaft, in denen etablierte Typen wenig verbreitet, vielleicht gar nicht vorhanden oder in ihrer Substanz stark umstritten sind. In der Nationalismusforschung beispielsweise werden nicht nur mehrere Typen von Nationen unterschieden (Volks-, Kultur-, Staatsnation, vgl. Meinecke 1908), sondern die Typenunterscheidung zugrundeliegenden Definitionsmerkmale der Nation unterscheiden sich selbst bei den einzelnen Fällen. Ein Beispiel: *La nation (française)* benennt etwas anderes als (*russskij*) *narod*, auch wenn beide Hauptwörter in einem deutschen Wörterbuch mit *Nation* übersetzt werden.

Schwierigkeiten, die bei der Indikatorbildung auftauchen können, lassen sich auch an einem Beispiel aus der Religionsforschung demonstrieren. Seit den frühen 1990er-Jahren findet dort eine Auseinandersetzung statt, inwiefern kirchliche "Anbieter" die religiöse Vitalität und den Pluralismus an Religionen beeinflussen. Religiöse Vitalität wird dabei an der Kirchengangshäufigkeit, religiöser Pluralismus an der Verteilung von Religionsgemeinschaften in der Bevölkerung gemessen (vgl. Minkenberg/ Willems 2002). Von Interesse sind an dieser Stelle nicht die aufgestellten Thesen, sondern die Indizierung der Variablen. Ob die Kirchengangshäufigkeit (=Indikator) die religiöse Vitalität (= Variable) hinreichend abdeckt, ist eine Frage. Eine andere Frage erscheint jedoch im Rahmen eines qualitativen Vergleichs noch bedeutender. Sind die Iren, die bis heute häufig in die Kirche gehen, tatsächlich religiös vitaler als die Niederländer, wo der Protestantismus traditionell nicht so stark über das Ritual der sonntäglichen Gemeindeversammlung funktioniert? Gerade das

transkulturelle Element erschwert den Vergleich, da der Indikator die Variable mit zunehmender Fallzahl immer unschärfer abbildet.

Um diesem, bei transkulturellen Vergleichen fast zwangsläufig auftauchenden, Problem auszuweichen, kann sich die Komparatistin auf eindeutig definierte Variablen beschränken. Beispielsweise lässt sich der Indikator "Arbeitslosenquote" stellvertretend für die Variable "Arbeitslosigkeit" betrachten (Jochem 1998). Der Indikator hat den Vorteil, (in der von Jochem verwendeten Form) normiert zu sein und fallübergreifend einheitlich definiert zu sein. Nicht alle Normierungen lassen sich jedoch so einfach vornehmen. Vielmehr verhält es sich bei "weichen" Variablen und deren Indizierungen häufig in etwa so, als ob Sven Jochem für die vergleichende Untersuchung der Arbeitslosigkeit die jeweils national definierten Arbeitslosenquoten – die sich bekanntlich deutlich unterscheiden – verwendet hätte.

Das Beispiel zeigt die Gültigkeit unterschiedlicher Standards. In der vergleichenden Sozialstaatsforschung mit ihrer Konzentration auf Indikatoren käme es einer wissenschaftlichen Armutserklärung gleich, nicht normierte Indikatoren zu verwenden. Bei anderen Wissenschaftlergemeinden etwa in der Nationalismus- und Religionsforschung ruft es jedoch Protest hervor, wenn mit komplexitätsreduzierenden Indikatoren gearbeitet wird. Schnell wird es heißen, die Nutzung "statistischer" Techniken präge die sozialwissenschaftlichen Fragestellungen in bedenklicher Weise (so etwa Ragin 1987: vii). Der Unterschied besteht darin, dass die Repräsentation des Phänomens Arbeitslosigkeit durch die Arbeitslosenquote selten in Frage gestellt wird, während dies bei der Abbildung der religiösen Vitalität durch den Indikator Kirchengangshäufigkeit leicht geschehen kann und geschieht.

Dies liegt nicht nur an der im Bereich der Staatstätigkeitsforschung wesentlich besseren Datenlage, sondern nicht zuletzt auch daran, dass manche Gegenstände der Sozial- und Politikwissenschaft vielgestaltiger auszudeuten sind als andere. Die Herstellung von funktionaler Äquivalenz bei Indikatoren und Variablen, für deren Identifizierung und Definierung kulturelle Elemente notwendig sind, ist von vornherein mit Schwierigkeiten verbunden. Eine den Vergleich stabilisierende Voraussetzung zum erfolgreichen Umgang mit weichen Variablen ist es daher wieder, möglichst stabile Modellumgebungen zu schaffen. Die Überzeugungskraft der Argumente Robert Putnams (1993) für die demokratiefördernde Funktion gesellschaftlichen Engagements lag nicht zuletzt darin, dass den empirischen Daten Beobachtungszeiträume von z.T. mehreren Jahrzehnten zugrunde lagen. Bei Publikum und Akteuren konnte daher ein gemeinsames Verständnis über das Funktionieren der Institutionen unterstellt werden, und die weiche Variable „gesellschaftliches Engagement“ konnte erfolgreich an einen komplexen Kontext rückgebunden werden.

Es gibt jedoch viele sozialwissenschaftliche Betrachtungsgegenstände, die einer zu hohen Dynamik unterliegen, als dass über längere Zeiträume Daten erhoben werden könnten. Wenn von stabilen Modellumgebungen nicht gesprochen werden kann, gewinnt der kulturalistische Vergleich an Attraktivität, denn es ist leichter, Dynamik an Fällen abzulesen als Dynamik in Modellen einzufangen. In Perioden raschen gesellschaftlichen Wandels muss die Forschungsstrategie darin bestehen, die Komplexität der Ereignisse in das Untersuchungsdesign zu integrieren, da die Variablenorientierung der klassischen Vergleichenden Methode von vornherein wenig erfolversprechend ist. In Industrieländern mag es noch angehen, Arbeitslosigkeit durch die Arbeitslosenquote abzubilden (auch hier wissen wir, dass es Formen von Arbeitslosigkeit gibt, die nur schlecht erfasst werden können). In

Transformationsländern wäre es dagegen fatal, sich der Arbeitslosigkeit über die Arbeitslosenquote zu nähern – zu unsicher sind die Erhebungsgrundlagen, die Motivation der Individuen zur Meldung von Arbeitslosigkeit und die Motive der staatlichen Stellen zur Weiterleitung von Arbeitslosenstatistiken. Besteht man in einem solchen Kontext auf linearkausalen Erklärungsmodellen, kann dies leicht zu unterkomplexen Hypothesen führen, es sei denn, die Fragestellungen würden mit Blick auf die wenigen verfügbaren "harten" Variablen und Indikatoren immer weiter eingegrenzt.

Charakteristisch für den kulturalistischen Vergleich ist dann allerdings dessen begrenzter Anspruch im Hinblick auf die Verallgemeinerbarkeit von Hypothesen. Greenfeld (1992) unterscheidet fünf Arten von Nationenbildung auf dem "Weg zur Moderne", aber natürlich sind damit die möglichen Varianten des Nationalismus-Konzepts nicht erschöpfend erfasst. Greenfelds Ziel des Vergleichs besteht damit vorrangig darin, einen Typus zu *erstellen* oder zu differenzieren; ähnlich könnte man für Skocpol (1979) oder Schiffauer (1997) argumentieren. Im Bereich des klassischen kontextorientierten Vergleichs liegt dagegen eher die *Verwendung* von Typen – wenn etwa von "Nation als Ressource" im Transformationsprozess gesprochen wird, aber die für die Typenbildung relevanten Elemente dafür in den Hintergrund rücken (Christophe 2002).

In der Forschungspraxis übernimmt der kulturalistische Vergleich daher häufig die Aufräumarbeiten, wenn in klassischen Vergleichen Hypothesen überdehnt werden. Einige Studien unterstellen z.B. – trotz entgegengesetzter Evidenz – noch immer, dass es in manchen Transformationsstaaten eine universale Wirkung von Marktinstitutionen gebe (Sachs 2000; Aslund 2001). Demgegenüber verweisen andere darauf, dass soziale Praktiken von essentieller Bedeutung sind, da erst sie Marktinstitutionen kulturspezifisch zur Wirkung kommen lassen (Kalthoff/ Rottenburg/ Wagener 2000). Welche Hypothese stimmt? Sichere Aussagen können nur dann getroffen werden, wenn die sozialen Praktiken in den Fällen auch konkret untersucht werden. Dies wiederum ist insbesondere für quantitativ vorgehende Forscher keine besonders reizvolle Aussicht, da sie gerade in der Inklusion großer Fallzahlen die Gewähr für statistisch valide Ergebnisse sehen. Der Streitpunkt zwischen beiden Gruppen besteht letztlich darin, ob Marktinstitutionen per se oder nur unter bestimmten kulturellen Voraussetzungen ihre (durch theoretisches Wissen unterstellten) Wirkungen entfalten.⁵

Dieser Bruch und andere Verwerfungen zwischen den verschiedenen *Communities* ergeben sich damit nicht in erster Linie wegen methodologischer Unterschiede zwischen der statistischen und vergleichenden Methode (Lijphart 1971), sondern wegen verschiedener Forschungsnotwendigkeiten, die ihrerseits Resultat sich unterscheidender Erkenntnisinteressen sind. Das Verwenden der klassischen Vergleichenden Methode speist sich häufig aus dem Interesse an kontextuellen Unterschieden innerhalb der ausgewählten Fälle. Deshalb bedeutet klassisches Vergleichen häufig eine Spezifizierung und Erweiterung von Theorien oder Methoden. Häufig allerdings handelt es sich damit um eine Erweiterung, die nicht im Sinne quantitativ vorgehender Forscher ist, denn ihnen geht es um möglichst hohe Korrelations- oder Regressionsquotienten innerhalb der Grundgesamtheit, nicht innerhalb von Teilsamples.

⁵ Jeffrey Sachs gesteht in dem zitierten Artikel zu, dass historische Forschung das Verständnis der Evolution und Funktionsweise von sozialen Institutionen erhöht. Er räumt damit implizit Unsicherheiten über deren Wirkungen ein (Sachs 2000: 42).

Das Erkenntnisinteresse des kulturalistischen Vergleichs kristallisiert sich demgegenüber in der Regel nicht an formalen Modellen. Transformationen, Modernisierungen und Revolutionen als beispielhafte Gegenstände kulturalistischer Vergleiche weisen ein zu hohes Maß an interpretationsabhängigen und eigendynamischen Elementen auf, um sich Generalisierungen mit wenigen Einflussvariablen unterwerfen zu können. Das Faszinosium für Kulturalisten besteht gerade im von Regressionsmodellen nicht erklärten Rest. Die klassische Komparatistin zielt auf ein möglichst hohes r^2 , während die kulturalistische Komparatistin an einem Gegenstand erst Gefallen findet, wenn sich kein überzeugendes r^2 finden lässt. Dies ist besonders an "heißen Orten der Geschichte" (Callon 1998) der Fall. Gerade in Phasen raschen sozialen Wandels kann der kulturalistische Vergleich damit zu einer ernsthaften Alternative für die klassische Vergleichende Methode werden.

Klassischer Vergleich	Kulturalistischer Vergleich
Modellzentriert	Fallzentriert
Stabile Umwelt (begriffliche Fassung: Kontext)	Dynamische Umwelt (begriffliche Fassung: Kultur)
Erstellung allgemeingültiger Hypothesen	Erstellung von Hypothesen im Hinblick auf die untersuchten Fälle
Funktionale Äquivalenz der Variablen in allen untersuchten Fällen ("harte Variablen")	Fallspezifische Bedeutung von Variablen ("weiche Variablen")

Tabelle 2: Gegenüberstellung von klassischem und kulturalistischem Vergleich

Tabelle 2 fasst abschließend noch einmal die Unterschiede zwischen dem klassischen und kulturalistischen Vergleich zusammen. Der klassische Vergleich ist modellzentriert, wird vorwiegend in stabilen Umwelten (Kontexten) angewandt, hat sein Ziel in der Erstellung allgemeingültiger Hypothesen und ist auf eine funktionale Äquivalenz der Variablen in allen untersuchten Fällen angewiesen. Der kulturalistische Vergleich ist demgegenüber fallorientiert, wird häufig in dynamischen Umwelten – die dann häufig als Kulturen bezeichnet werden – verwendet, erstreckt sich in der Hypothesenbildung vorwiegend auf die untersuchten Fälle und kann mit fall- oder kulturspezifischen Bedeutungen (oder: Interpretationen) von Variablen leben.

Der kulturalistische Vergleich weist insgesamt eine geringere wissenschaftliche Rigidität auf, die in Extremfällen sogar bis zur Auflösung der variablenbasierten Vorgehensweise führen kann; solche Arbeiten sind mitunter im Bereich der *Cultural Studies* zu finden. Von größerer Bedeutung für die Vergleichende Politikwissenschaft sind jedoch Ansätze, die Symbole und deren Bedeutungen in die Untersuchungsdesigns integrieren und somit die Vieldeutigkeit mancher Erklärungsfaktoren nicht ausblenden. Diese größere Offenheit wird besonders dann zum Vorteil, wenn zentrale abhängige und unabhängige Variablen – Nation, Glauben, Identität etc. – in hohem Maße symbol- und interpretationsbehaftet sind. In solchen Fällen kann das beste Modell des klassischen Vergleichs die Kenntnis fallspezifischer Kulturen nicht ersetzen. In stabilen Kontexten, in denen soziale Phänomene darüber hinaus mit eindeutigen (im Gegensatz zu: vielfältig ausdeutbaren) Variablen erfasst werden

können, dürfte sich dagegen der klassische Vergleich als überlegene Methode erweisen, denn in einer solchen Lage gibt es keinen Anlass, vom Anspruch linear-kausaler Erklärungen abzurücken.

Literatur

- Aarebrot, Frank H./ Bakka, Pal H. (1997): Die Vergleichende Methode in der Politikwissenschaft. In: Berg-Schlosser et. al. (1997): 49-66
- Alexander, James (2000): *Political Culture in Post-communist Russia: Formlessness and Recreation in a Traumatic Transition*. Houndsmills: MacMillan Press
- Almond, Gabriel/ Verba, Sidney (1963): *The Civic Culture*. Newsbury Park: Sage
- Anderson, Benedict (1983): *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London: Verso
- Aslund, Anders (2001): The Advantage of Radical Reform. In: *Journal of Democracy*. Vol. 12, No. 4. 42-48
- Barro, Robert J. (1996): *Determinants of Economic Growth: A Cross-Country Empirical Study*. Cambridge, MA: Bureau of National Research. Working Paper 5698
- Beichelt, Timm (2001): *Demokratische Konsolidierung im postsozialistischen Europa. Die Rolle der politischen Institutionen*. Opladen: Leske + Budrich
- Beichelt, Timm (2003): Herrschaftskultur: ein Konzept zur kulturwissenschaftlichen Öffnung der Vergleichenden Politikwissenschaft. In: *Berliner Debatte Initial*. Vol. 14, No. 1. 60-74
- Bendel, Petra (1996): *Parteiensysteme in Zentralamerika. Typologien und Erklärungsfaktoren*. Opladen: Leske + Budrich
- Berg-Schlosser, Dirk (1994): Politische Kulturforschung. In: Nohlen (1994): 345-352
- Berg-Schlosser, Dirk (1997): Makro-qualitative vergleichende Methoden. In: Berg-Schlosser et. al. (1997): 67-88
- Berg-Schlosser, Dirk/ DeMeur, Gisèle (1994): Conditions of Democracy in Inter-War Europe. A Boolean Test of Major Hypotheses. In: *Comparative Politics*. Vol. 26. 253-279
- Berg-Schlosser Dirk/ Müller-Rommel, Ferdinand (Hrsg.) (1997): *Vergleichende Politikwissenschaft*. Opladen/ Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Beyme, Klaus von (1994): Theorie und Methode. In: Nohlen (1994): 477-484
- Bönker Frank/ Müller, Klaus/ Pickel, Andreas (Hrsg.) (2002): *Postcommunist Transformation and the Social Sciences. Cross-Disciplinary Approaches*. Lanham: Rowman & Littlefield
- Bönker, Frank/ Müller, Klaus/ Pickel, Andreas (2002): *Cross-Disciplinary Approaches to Postcommunist Transformation: Context and Agenda*. In: Bönker et. al. (2002): 1-37
- Bromley, Roger/ Göttlich, Udo/ Winter, Carsten (Hrsg.) (1999): *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*. Lüneburg: zu Klampen
- Brubaker, Rogers (1997): *Nationalism reframed. Nationhood and the National Question in the New Europe*. Cambridge: Cambridge University Press
- Bunce, Valerie (1997): Presidents and the Transition in Eastern Europe. In: Mettenheim (1997): 161-176
- Bunce, Valerie (2000): Quand le lieu compte. Spécificité des passés autoritaires et réformes économiques dans les transitions à la démocratie. In: *Revue française de science politique*. Vol. 50, No. 4-5: 633-656
- Büthe, Tim (2002): Taking Temporality Seriously: Modeling History and the Use of Narratives as Evidence. In: *American Political Science Review*. Vol. 96, No. 3. 481-494
- Callon, Michel (Hrsg.) (1998): *The laws of the markets*. Oxford: Blackwell
- Callon, Michel (1998): An essay on framing and overflowing: economic externalities revisited by sociology. In: Callon (1998): 244-269
- Christophe, Barbara (2002): Nation als Ressource im Transformationsprozess? Litauen und Georgien im Vergleich. In: *Osteuropa*. Vol. 52, No. 9/ 10. 1217-1235
- Claußen, Bernhard (1994): Kontextanalyse. In: Nohlen (1994): 219-221
- Dittmer, Lowell (1977): Political Culture and Political Symbolism: Toward a Theoretical Synthesis. In: *World Politics*. Vol. 29, No. 4. 552-583
- Douglas, Mary (1986): *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*. Frankfurt: Fischer
- Duverger, Maurice (1954): *L'influence des systèmes électoraux sur la vie politique*. Paris: Armand Colin
- Edelman, Murray (1976): *Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns*. Frankfurt: Campus
- Eisenstadt, Shmuel N. (1963): *The Political System of Empires*. New York: Praeger

- Evans, Peter B./ Jacobson, Harold K./ Putnam, Robert D. (Hrsg.) (1993): *Double-Edged Diplomacy. International Bargaining and Domestic Politics*. Berkeley u.a.: University of California Press
- Gabriel Oscar W./ Brettschneider, Frank (Hrsg.) (1994): *Die EU-Staaten im Vergleich. Strukturen, Prozesse, Politikinhalt*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung
- Gabriel, Oscar W. (1994): Politische Einstellungen und politische Kultur. In: Gabriel et. al. (1994): 96-133
- Geertz, Clifford (Hrsg.) (1995): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt: Suhrkamp
- Geertz, Clifford (1995): *Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur*. In: Geertz (1995): 7-43
- Gellner, Ernest (1983): *Nations and Nationalism*. Ithaca: Cornell University Press
- Goodin, Robert E./ Klingemann, Hans-Dieter (Hrsg.) (1996): *A New Handbook of Political Science*. Oxford: Oxford University Press
- Greenfeld, Liah (1992): *Nationalism. Five Roads to Modernity*. Cambridge, Mass: Harvard University Press
- Grotz, Florian (2000): *Politische Institutionen und post-sozialistische Parteiensysteme in Ostmitteleuropa. Polen, Ungarn, Tschechien und die Slowakei im Vergleich*. Opladen: Leske + Budrich
- Harrison Lawrence E./ Huntington, Samuel P. (Hrsg.) (2000): *Culture Matters. How Values Shape Human Progress*. New York: Basic Books
- Hellman, Joel S. (1998): *Winners Take All. The Politics of Partial Reform in Postcommunist Transitions*. In: *World Politics*. Vol. 50. 203-234
- Hibbs, Douglas A. (2001): *The Politicization of Growth Theory*. In: *Kyklos*. Vol. 54. 265-286
- Huntington, Samuel P. (1991): *The Third Wave. Democratization in the Late Twentieth Century*. Norman: University of Oklahoma Press
- Jochem, Sven (1998): *Die skandinavischen Wege in die Arbeitslosigkeit*. Opladen: Leske + Budrich
- Jowitt, Ken (Hrsg.) (1992): *New World Disorder: The Leninist Distinction*. Berkeley: University of California Press
- Jowitt, Ken (1992): *The Leninist Legacy*. In: Jowitt (1992): 284-305
- Jung, Thomas (1998): *Geschichte der modernen Kulturtheorie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Kaelble, Hartmut (1999): *Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt: Campus
- Kalthoff, Herbert/ Rottenburg, Richard/ Wagener, Hans-Jürgen (Hrsg.) (2000): *Facts and figures: economic representations and practices*. Marburg: Metropolis (Ökonomie und Gesellschaft. Jahrbuch 16)
- Kitschelt, Herbert/ Mansfeldova, Zdenka/ Markowski, Radoslaw et. al. (1999): *Post-Communist Party Systems. Competition, Representation, and Inter Party Cooperation*. Cambridge: Cambridge University Press
- Kropp, Sabine (2001): *Regieren in Koalitionen. Handlungsmuster und Entscheidungsbildung in deutschen Länderregierungen*. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Lijphart, Arend (1994): *Electoral Systems and Party Systems. A study of twenty-seven democracies, 1945 - 1990*. Oxford: Oxford University Press
- Lijphart, Arendt (1971): *Comparative Politics and the Comparative Method*, In: *American Political Science Review*. Vol. 65. 682-693
- Linz, Juan/ Valenzuela, Arturo (Hrsg.) (1994): *The Failure of Presidential Democracy*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press
- Linz, Juan (1994): *Presidential or Parliamentary Democracy. Does it make a Difference?* In: Linz et. al.: 3-87
- Linz, Juan/ Stepan, Alfred (1996): *Problems of Democratic Transition and Consolidation*. Baltimore/ London: Johns Hopkins University Press
- Lipset, Seymour M. (1959): *Political Man*. London: Heinemann
- Luchterhandt, Otto (Hrsg.) (1996): *Neue Regierungssysteme in Osteuropa und der GUS. Probleme der Ausbildung stabiler Machtinstitutionen*. Berlin: Arno Spitz
- Luhmann, Niklas (Hrsg.) (1999): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 4*. Frankfurt: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas (1995): *Kultur als historischer Begriff*. In: Luhmann (1995): 31-54
- Mair, Peter (1996): *Comparative Politics: An Overview*. In: Goodin et. al. (1996): 309-335
- Marcus, George E. Fischer, Michael M. (1999): *Anthropology as Cultural Critique. An experimental moment in the human sciences*. 2nd edition. Chicago/ London: University of Chicago Press
- Meinecke, Friedrich (1908): *Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaats*. München/ Berlin: R. Oldenbourg
- Merkel, Wolfgang/ Eberhard Sandschneider (Hrsg.) (1999): *Systemwechsel 4. Die Rolle von Verbänden im Transformationsprozeß*. Opladen: Leske + Budrich

- Mettenheim, Kurt von (Hrsg.) (1997): *Presidential Institutions and Democratic Politics. Comparing Regional and National Contexts*. Baltimore/ London: Johns Hopkins University Press
- Minkenbergh, Michael/ Willems, Ulrich (2002): *Neuere Entwicklungen im Verhältnis von Politik und Religion im Spiegel politikwissenschaftlicher Debatten*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. No. B 42-43. 6-14
- Moore, Barrington (1969): *Soziale Ursprünge von Diktatur und Demokratie*. Frankfurt: Suhrkamp
- Niedermayer, Oskar/ Beyme, Klaus von (Hrsg.) (1994): *Politische Kultur in Ost- und Westdeutschland*. Opladen: Leske + Budrich
- Nohlen, Dieter (Hrsg.) (1994): *Lexikon der Politik*. Band 2. München: C.H. Beck
- Nohlen, Dieter (1994): *Vergleichende Methode*. In: Nohlen (1994): 507-517
- Nohlen, Dieter (2000): *Wahlrecht und Parteiensystem*. 3. Auflage. Opladen: Leske + Budrich
- Nohlen, Dieter (2004): *Vergleichende Methode*. In: Nohlen/Schultze (2004)
- Nohlen, Dieter/ Kasapovic, Mirjana (1996): *Wahlssysteme und Systemwechsel in Osteuropa*. Opladen: Leske + Budrich
- Plasser, Fritz/ Ullram, Peter A./ Waldrauch, Harald (1997): *Politischer Kulturwandel in Ost-Mitteleuropa. Theorie und Empirie demokratischer Konsolidierung*. Opladen: Leske + Budrich
- Polanyi, Karl (1995): *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*: Frankfurt
- Przeworski, Adam (1991): *Democracy and the Market. Political and Economic Reforms in Eastern Europe and Latin America*. Cambridge: Cambridge University Press
- Przeworski, Adam/ Teune, Henry (1970): *The Logic of Comparative Social Inquiry*. Malabar: Krieger
- Putnam, Robert D. (1993): *Diplomacy and Domestic Politics: The Logic of Two-Level Games*. In: Evans et. al. (1993): 431-469
- Ragin, Charles C. (1987): *The Comparative Method: Moving Beyond Qualitative and Quantitative Strategies*. Berkeley: University of California Press
- Rohe, Karl (1994): *Politische Kultur: Zum Verständnis eines theoretischen Konzepts*. In: Niedermayer et. al. (1994): 1-21
- Rokkan, Stein (2000): *Staat, Nation und Demokratie in Europa. Die Theorie Stein Rokkans aus seinen gesammelten Werken rekonstruiert und eingeleitet von Peter Flora*. Frankfurt: Suhrkamp
- Rueschemeyer, Dietrich/ Huber-Stephens, Evelyne/ Stephens, John (1992): *Capitalist Development & Democracy*. Cambridge: Cambridge University Press
- Sachs, Jeffrey (2000): *Notes on a New Sociology of Economic Development*. In: Harrison et. al. (2000): 29-43
- Sartori, Giovanni (1970): *Concept Misformation in Comparative Politics*. In: *American Political Science Review*. Vol. 64. 1033-1053
- Sartori, Giovanni (1994): *Neither Presidentialism nor Parliamentarism*. In: Linz et. al. (1994): 106-118
- Schiffauer, Werner (Hrsg.) (1997): *Fremde in der Stadt*. Frankfurt: Suhrkamp
- Schiffauer, Werner (1997): *Die civil society und der Fremde. Grenzmarkierungen in vier politischen Kulturen*. In: Schiffauer (1997): 35-39
- Schmidt, Manfred G. (1995): *Wörterbuch zur Politik*. Stuttgart: Kröner
- Schwelling, Birgit (2001): *Politische Kulturforschung als kultureller Blick auf das Politische*. In: *Zeitschrift für Politikwissenschaft*. Vol. 11. No. 2. 601-630
- Shugart, Matthew Soberg/ Carey, John M. (1992): *Presidents and Assemblies. Constitutional Design and Electoral Dynamics*. Cambridge: Cambridge University Press
- Shweder, Richard A. (2000): *Moral Maps, "First World" Concepts, and the New Evangelists*. In: Harrison et. al. (2000): 158-176
- Skocpol, Theda (1979): *States and Social Revolutions: A Comparative Analysis of France, Russia, and China*. Cambridge: Cambridge University Press
- Skocpol, Theda / Somers, Margaret (1980): *The Uses of Comparative History in Macrosociological Inquiry In: Comparative Studies in Society and History*. Vol. 22. 174-197
- Spohn, Willfried (1998): *Kulturanalyse und Vergleich in der historischen Soziologie*. In: *Comparativ*. Vol. 8. No.1. 95-121
- Steffani, Winfried (1996): *Parlamentarisch-präsidentielle "Mischsysteme"? Bemerkungen zum Stand der Forschung in der Politikwissenschaft*. In: Luchterhandt (1996): 11-62
- Stiglitz, Joseph E. (1999): *Whither Reform? Ten Years of the Transition*. Washington, D.C.: Annual Bank Conference on Development Economics. 28.-30.4.1999
- Temple, Jonathan (1999): *The New Growth Evidence*, in: *Journal of Economic Literature*. Vol. 37. No. 1. 112-156
- Thibaut, Bernhard (1996): *Präsidentialismus und Demokratie in Lateinamerika*. Opladen: Leske + Budrich
- Thompson, Michael/ Grendstad, Gunnar/ Selle, Per (Hrsg.) (1999): *Cultural Theory as Political Science*. London/ New York: Routledge

-
- Thompson, Michael/ Grendstad, Gunnar/ Selle, Per (1999): Cultural Theory as Political Science. In: Thompson et. al. (1999): 1-23
- Tilly, Charles (1984): Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons. New York: Russell Sage Foundation
- Tocqueville, Alexis de (1986): De la démocratie en Amérique. Paris: Gallimard
- Weber, Max (1988) (1920): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen: J.C.B. Mohr
- Wedeen, Lisa (2002): Conceptualizing Culture: Possibilities for Political Science. In: American Political Science Review. Vol. 96, No. 4, 713-728
- Wiesenthal, Helmut (1999): Interessenverbände in Ostmitteleuropa - Startbedingungen und Entwicklungsprobleme. In: Merkel et. al. (1999): 83-113